

Leseprobe zu
Michele Bardsley
MIRA Taschenbuch Band 15046
© 2008 by Michele Bardsley
Originaltitel: Wait till your Vampire get's Home
Übersetzung: Volker Schnell

1. KAPITEL

Während ich nach Luft schnappte, umklammerte ich den Stamm einer großen Eiche. Mitten in der Nacht – und dann auch noch im Winter – durch diese gespenstische Kleinstadt zu schleichen, war nun wirklich gar keine gute Idee gewesen. Vor allem, weil ich vor Angst beinahe den Verstand verlor, und zwar wegen diesem ... diesem *Geheul*.

Eiskalt lief es mir den Rücken rauf und runter. Was um alles in der Welt gab solche schreckenerregenden Töne von sich? Hunde waren das ganz sicher nicht. Kojoten? Wölfe? Huuh! Mich schüttelte es am ganzen Körper.

"Crystal One, Crystal One", stieß mein Handy hervor. Ich hatte es auf Funksprech-funktion umgeschaltet. "Bitte teile deinen Standort mit."

Ich trug dicke Handschuhe, schaffte es aber trotzdem, den Knopf zu drücken. "Also ehrlich, Mom", flüsterte ich. "Müssen wir wirklich diese lächerlichen Kodennamen benutzen?"

"Ich hätte dich beinahe Crystal genannt." Ihrem Tonfall nach zu schließen hatte sie die gegenteilige Entscheidung immer bedauert. Du lieber Gott! Als ob es noch nicht reichte, ein Kind mit dem Namen "Seraphina Liberty Windsong Monroe" zu belasten. Sehr zu Mutters Enttäuschung fing ich mit zehn Jahren an, mich selbst nur noch Libby zu nennen. Trotzdem waren für meine Eltern Meinungsfreiheit und unabhängiges Denken das Allerwichtigste. Wenn ihr einziges Kind gern Libby genannt werden wollte, dann musste dieser Wunsch respektiert werden.

"Crystal One?"

Ich verdrehte die Augen. "Ich bin hier, Ruby Two. Ich bin noch im Wald, aber ich kann jetzt den Friedhof sehen und gehe darauf zu. Wo steckt ihr?"

"Wir sind gerade von der Hauptstraße abgebogen und gehen auf einen Laden zu, der *Thrifty Sip* heißt. Leider sieht es aus, als sei dieser *Günstige Schluck* schon vor langer Zeit aufgegeben worden. Dabei hatte Sapphire Three sich so auf seine Limo mit ganz viel Eis von ICEE gefreut."

Ich lachte. Was Essen und Trinken anging, hatte mein Vater nur eine einzige Schwäche, nämlich diese schaumigen, bunten Getränke der Firma ICEE mit Unmengen von Zucker, die meine Mutter für das reinste Teufelsgebräu hielt. Dad hatte mal zu mir gesagt, jeder Mensch müsse sich mindestens ein gesundheitsschädliches Laster leisten. "Macht das Leben lebenswert, Peanut", sagte er mit einem Zwinkern.

Ich drückte wieder auf den Knopf. "Irgendwelche Anzeichen von Bigfoot?"

"Keine", erwiderte Mom. "Aber dieses Geheul klang vielversprechend. Vielleicht waren das Werwölfe."

Schon seit einigen Monaten kursierten alle möglichen Geschichten über das Städtchen Broken Heart in Oklahoma, besonders unter jenen Experten, die paranormalen Phänomenen hinterherjagten. Die verschiedensten Gerüchte, von Sichtungen des legendären behaarten Riesenmenschen Bigfoot bis hin zu Berichten über fliegende Menschen, waren so lange in Umlauf gebracht worden, bis meine Eltern sich diesen Ort unbedingt einmal selbst ansehen wollten. Sie hatten die letzten fünfundzwanzig Jahre mit dem Versuch verbracht, die Existenz von Vampiren, Werwölfen, Engeln, Außerirdischen, zusätzlichen Dimensionen und allen möglichen anderen übernatürlichen Phänomenen zu beweisen. Oder eben von Bigfoot, der eine alte Indianerlegende war. Im Jahr 1983 gründeten sie die Paranormal Research & Investigation Services, kurz PRIS. Zwei Jahre später wurde ich geboren, und ich bin sozusagen mit dem Glauben an das Übernatürliche aufgewachsen.

Wir waren ständig unterwegs, deshalb wurde ich von meinen Eltern selbst unterrichtet. Mein Lehrplan umfasste Mathematik, Englisch, astrale Projektion und parapsychologische Phänomene. Trotzdem bestand ich den staatlich vorgeschriebenen Test, hatte damit meinen Highschool-Abschluss in der Tasche und besuchte einen Grundkurs am Institute of Transpersonal Psychology. Nach diesem einjährigen Lehrgang ging ich nach Kalifornien und schrieb mich am HCH Institute ein. Ein weiteres Jahr, eine weitere Prüfung – diesmal in Parapsychologie.

Aber solche Abschlüsse zu schaffen machte mir längst nicht so viel Spaß, wie mich durch die Sümpfe von Louisiana zu kämpfen und, zum Beispiel, nach Bayou Boo Ausschau zu halten, einem Wesen, das halb Mensch und halb Alligator sein sollte.

Mit dreiundzwanzig Jahren wollte ich unbedingt auf eigenen Beinen stehen. Es war nicht so, dass ich nicht mehr an die Träume meiner Eltern glaubte, etwas bisher Unbekanntes oder sogar etwas ganz und gar Unglaubliches entdecken zu können. Aber ich wollte irgendetwas ganz allein für mich haben. Ich fand, es sei an der Zeit, mir das Leben aufzubauen, das ich wirklich leben wollte ... bloß wusste ich noch gar nicht, was für eine Art Leben das eigentlich sein könnte.

Ich steckte das Handy in die Manteltasche. In einer halben Stunde wollten wir uns wieder beim Wagen treffen. Zunächst waren wir in Tulsa, Oklahoma, gewesen, um ein Hotel zu untersuchen, in dem es angeblich spukte. (Niemand, nirgends Geister.) Dann hatten wir beschlossen, auf dem Weg nach Texas, zum Treffpunkt mit unserem Team, hier in Broken Heart vorbeizuschauen.

Brrr! So. Verflucht. Kalt. Und immer noch machte mir dieses tierische Geheul zu schaffen. Ich lauschte angestrengt und war erleichtert, jetzt nur noch den Wind in den Zweigen über mir rascheln zu hören. Offenbar war ich wirklich eine großartige Rechnerin! Solcher Kleinkram wie Werwölfe und Eiseskälte sollte mich eigentlich nicht aufhalten können.

Ich drückte meine Wange an die Baumrinde. Die spendete jedoch keine Wärme. Wieso hatte ich nicht daran gedacht, mir eine Skimaske übers Gesicht zu ziehen? Der schwarze Parka tat sein Möglichstes, um meinen Körper warm zu halten, aber meinem Gesicht bot die Kapuze keinerlei Schutz. Meine Haut fühlte sich durch die eisige Luft wie zerkratzt an. Die Berührung der Rinde war auch keine Hilfe.

Ich ließ den Baumstamm los, blieb aber in seiner Nähe. Ich zog den Trageriemen meiner übergroßen Umhängetasche gerade, in der etwas protestierend klimperte. Meine Eltern hielten sehr viel davon, immer auf alles vorbereitet zu sein, und sie hatten mir eine Menge beigebracht. MacGyver war gar nichts gegen uns.

Ich sog den lehmigen Geruch der Erde und den frischen Duft der Pinien ein. Es fühlte sich an, als bildeten sich in meiner Nase und meiner Lunge winzige

Eiszapfen. Ganz in der Nähe hörte ich ein Knacken, umklammerte die Eiche und lugte um den breiten Stamm herum.

Ich unterdrückte ein Japsen, als ich einen Mann erblickte, der vor einem herzförmigen, marmornen Grabstein kniete. Der Grabstein sah schon ziemlich mitgenommen aus. Die obere rechte Ecke war abgebrochen. Der Mann legte einen Armvoll leuchtend bunter Seidenblumen auf den Boden und schien mit dem Grabstein zu sprechen.

Ach, Mist. Jemandem auf einem Friedhof hinterherzuspionieren war nun wirklich das Letzte. Aber ich konnte mich auch nicht entschließen, unauffällig davonzuschleichen.

Ich stand gar nicht weit weg, aber weil meine Brille irgendwo in dem Chaos meiner Tasche verschüttgegangen war, musste ich die Augen zusammenkneifen, um die Inschrift lesen zu können:

Therese Rosemarie Genessa
Unsere geliebte Frau und Mutter
1975 – 2006

Der Mann war nicht gerade für die Kälte angezogen. Er trug weiße Turnschuhe, Jeans und einen blauen Pullover. Keinen Mantel, keine Handschuhe, keine Mütze. Er sah aus wie ein ganz normaler Typ. Ansehnlich gebaut, aber auch nicht wahnsinnig durchtrainiert. Na ja, wer konnte das schon sagen? Vielleicht steckten steinharte Muskeln unter diesem Pullover.

Er holte eine Schaufel hervor und machte sich damit um den Sockel des Grabsteins herum zu schaffen.

Die absolute Stille war scheußlich. Kein Zirpen von Grillen, kein Rascheln kleiner Tiere im Unterholz, kein Vogelgezwitscher. In dieser merkwürdigen Lautlosigkeit war nur das unangenehme Kratzen der Schaufel zu hören, während der Mann abwechselnd scharrte und grub.

Während ich den Rest des Friedhofs musterte, fühlte ich mich zunehmend unbehaglicher. Die Grabsteine standen schief, waren zerbrochen oder umgefallen. Als habe hier ein Erdbeben gewütet. Der Friedhof wirkte alt, aber auch nicht so alt, als habe sich seit Ewigkeiten kein Mensch darum gekümmert. Ich fragte mich, was hier passiert sein mochte.

Erneut richtete ich meinen Blick auf den Mann. Eigentlich sollte ich ihn in Ruhe lassen, aber ich wollte auch nicht auf demselben Weg wieder zurückschleichen. Womöglich würde ich durch puren Zufall auf das treffen, was vorhin dieses Geheul verursacht hatte, bei dem mir die Haare zu Berge standen. Er wusste es vermutlich gar nicht, aber im Augenblick bedeutete dieser Bursche, der da ein Grab pflegte, für mich das größtmögliche Maß an Sicherheit.

Etwa anderthalb Meter entfernt von ihm stand eine einsame Pinie, deren Zweige dick mit Nadeln behängt waren. Ich hielt den Atem an, kam auf Zehenspitzen aus meiner Deckung, huschte schließlich zu der Pinie und versteckte mich unter ihren herabhängenden Ästen. Die Nadeln stachen mir ins Gesicht, und ich kauerte mich hin. Jetzt konnte ich den entschlossenen Gesichtsausdruck des Mannes erkennen. Er hatte braunes, kurz geschnittenes Haar. Ein nettes, freundliches Gesicht. Nicht gerade überwältigend hübsch, aber ganz angenehm.

Ich kauerte unter dem Baum und beobachtete ihn, wie er einen schmalen Graben zog. Dort steckte er die Blumen hinein und arrangierte sie. Ich habe keine Ahnung, wieso ich überhaupt dort hocken blieb. Heimlich einem Mann bei so einer herzerreißenden Tätigkeit zuzusehen war wirklich nicht nett. Ich glaube, aus

irgendeinem Grund konnte ich einfach nicht verschwinden. Ich hatte so ein Gefühl, jemand sollte bei seiner Totenwache bei ihm sein, obwohl er von meiner Gegenwart gar nichts ahnte. Dämlich, oder?

Wind kam auf und schnitt mir ins Gesicht wie Ginsu-Messer. Ich presste die Lippen zusammen, damit mir nicht die Zähne klapperten.

Der Mann war fertig damit, die Blumen zu arrangieren, befestigte sie mit etwas Erde und klopfte sie mit der Unterseite der kleinen Schaufel fest.

Er starrte das Grab an, und ich starrte ihn an. Irgendetwas an ihm beunruhigte mich. Sein Gesicht war ein bisschen zu blass. Eigentlich hatte ich nichts gegen jemand, der nicht gern in der Sonne briet. Nein, es war diese völlige Reglosigkeit, die mich wahnsinnig machte.

"Du kannst jetzt rauskommen." Er erhob sich, klopfte sich die Jeans ab, drehte sich um und blickte direkt zu der Pinie. Er sah *mich* an.

Wodurch hatte ich mich bloß verraten? Auch wenn ich ihn gerade eben noch als mein Sicherheitsnetz betrachtet hatte, war mir doch klar, dass ich jetzt nicht einfach zu ihm hinspazieren und mich vorstellen sollte. Im Lauf der Jahre hatte ich gelernt, dass vieles nicht so war, wie es zunächst erschien. Er wirkte nett und klang auch nett, aber nun ja, das tat so mancher Serienmörder auch – bis er einem plötzlich ein Messer an die Kehle hielt.

"Du fürchtest dich nicht. Du wirst zu mir kommen", sagte er. Seine Stimme wurde eine Oktave tiefer – und sehr verführerisch.

Na sicher, Mr. Sexy Stimme. Meine Gedanken rasten, während ich die Pinie umklammerte. Ach, zum Teufel damit. Ich sprang unter den Ästen hervor und rannte auf den Wald zu.

Zwei Sekunden, bevor ich die Tiere erblickte, hörte ich schon das wütende Knurren. Zwei große, sehr verärgerte Wölfe kamen auf mich zugerast.

GroßerGottGroßerGottGroßerGott!

"Aaaaaahhhh!" Mein Schrei hallte in dem dichten Wald wie ein Echo. Mitten im Lauf drehte ich um und rannte mit hämmerndem Herzen und verkrampftem Magen wieder zurück. Das Knurren wurde zu einem wilden Bellen.

Ich rannte an der Pinie vorbei. Der Mann war immer noch da! Mein Lebensretter vor dem Grab! Sein Gesicht war erst verwirrt, dann alarmiert. Seine Augen weiteten sich, und er ließ die Schaufel fallen, was gut für mich war, denn ich sprang ihm direkt in die Arme.

Er fing mich auf, stolperte zurück und wollte mich gleich wieder fallen lassen.

"Halten Sie mich fest!", kreischte ich. "Halten Sie mich fest! Retten Sie mich! Sofort!"